

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 42

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

In einem kinderreichen Hause der bekannte Lärm, wenn die wilde Jagd durch alle Räume tobt und nicht einmal vor der „guten Stube“, auch Salon oder „kalte Pracht“ genannt, halt macht. Da, ein Klirren und dann plötzliche Stille. Der Vater kommt und sieht nach; die Kinder um die zerbrochene Vase auf dem Boden her, des Strafgerichts gewärtig. Aber der Vater hat sich rasch gefaßt; die Lust, sich als guten Erzieher auszuweisen, ist größer als der Schmerz um das kostbare Familienerbstück. „Kinder, Kinder, was habt ihr angestellt! Ein Glück, daß ich gerade gestern aus der Stadt den neuen Porzellantisch mitgebracht habe. Laßt uns ihn ausprobieren.“ Und sie gehen mit Eifer ans Werk. Scherbe fügt sich an Scherbe und wird festgeleimt. Eins der Geschwister ist sündiger als das andere, die Stücke an die rechte Stelle zu bringen. Bald ist's ihnen gar nicht mehr zumute, als ob ein von ihnen angerichteter Schaden geheilt werden müsse, sondern als ob der Vater mit ihnen ein fröhliches Zusammenspiel treibe. Als dann die geflickte Vase wieder auf ihrem Gefimse thronte, blickten sie die Kinder mit wahrer Ehrfurcht an, noch mehr aber die Hand des Vaters, der sie, die Missetäter, so freundlich geschlagen und die Vase so kunstfertig geflickt hatte. Fortan betraten sie die gute Stube wie ein Heiligtum und gingen nur noch sanften Schrittes an der Unglücksstelle, die für sie zu einem Ort reinsten Kindesglücks geworden war, vorbei. —

Der kleine Paul hätte sich fürs Leben gern einen Weder angeschafft. Acht und einen halben Franken sollte er kosten; aber es fehlte ihm das Wichtigste dazu, das Geld. Flugs schrieb er eine Rechnung und legte sie der erstaunten Mutter vor: Für das Anziehen des Brüderchens, für Holz und Wasser tragen, Besorgungen machen und so und so viel; die Rechnung stimmte bis auf den Zahlen; acht und einen halben Franken betrug die Summe. Mit einem etwas unsicheren Blick auf die Mutter, ob nun die Rechnung auch wirklich stimmen würde, ließ er sie allein. Am Abend fand er auf seinem Kopfkissen die Gegenrechnung: für Ernährung, Erziehung, Krankenpflege, Nachtwachen, Liebhaben — und hinter jedem Polten eine Null, in das Stück Papier gleichwohl die 8½ Franken eingewickelt und dabei die Worte: „Nun lauf und kauf!“ Wer aber nicht zum Uhrmacher ging, sondern das Geld stillschweigend in den Nähtisch legte, war unser Paul. Darauf schläng er die Arme um die teure Mutter und bat um Verzeihung für seine Unkindlichkeit. Eine große Freude machte ihm dann der Weder auf dem Geburtstagstisch. —

Eine Mutter hatte ein altlug und vorlaut Büblein, das außerdem mit einer sehr starken Phantasie begabt war. Seine Einbildungskraft trieb nicht nur wunderliche Blüten, sondern schoß sogar üppig ins Kraut. Der Knabe steigerte sich so sehr in seine Phantastereien hinein, daß er sich in dem Wirrwarr selber nicht mehr zurecht fand und manches, was er sich ausgedacht hatte, als Erlebnis ausgab. Dadurch setzte er sich dem Verdacht der Unwahrhaftigkeit aus und wurde der Lüge geziichtet. Freilich die Mutter wollte diesen Vorwurf nicht wahr haben: „Ich werde nie ein Kind einen Lügner schelten; denn dadurch laufe ich Gefahr, ihn dazu zu stampfen, ihn dabei zu behaften, und ehe wir uns des versehen, fängt er an, sich in der ihm zugedachten Rolle zu gefallen und das zu werden, was wir aus ihm gemacht haben. Gewiß, jede einzelne Lüge muß ihm mit aller Strenge zum Bewußtsein gebracht werden; aber Phantasiegebilde sind keine Lügen, sondern Ausgeburen eines frankhaften Seelenlebens.“ Ihr mütterlicher Instinkt wies ihr den Weg, das Kind von seiner Sucht zu befreien. Sie widmete ihm täglich eine besondere halbe Stunde, nahm es auf den Schoß und erzählte ihm nach dem Grundsatz der Homöopathie: „Aehnliches wird durch Aehnliches geheilt“ sinnige Märchen, die geeignet waren, die

Freude am Außergewöhnlichen, Ueberalltäglichen zu nähren, ohne dem verderblichen Hang nach Seelenabenteuern zu frönen. Die mütterliche Kur hat gut getan. Der Knabe ließ von seinen wirren Phantasien und baute sich in der treuen Pflege der Mutter eine Welt des Interessanten und Schönen auf. Und merkwürdig, das Brahen des kleinen Gernegroß und seine Neigung zum Uebertreiben und Schwindeln nahm ein Ende.

Wie in der Kinderstube, soll auch in der Schulstube die Psychologie, am besten im Bunde mit seinem Humor, das Szepter führen. Vor mir steht das Bild unseres alten Rektors. Gegen seine Methodik und Pädagogik war manches zu erinnern; Verstöße gegen die Schulddisziplin, besonders wenn von außen her etwas zu seinen Ohren gelangt war, ahndete er mit unmenschlicher Härte. Über im Innern des Schullebens wußte er die Fälle wundervoll milde abzuwandeln. — Einst hatte ihn ein Schüler in die nicht eben schmeichelhafte Nähe eines bekannten Haustieres versetzt. Das war ihm hinterbracht worden, und er ließ den Sünder zu sich kommen: „N. N., du bist angeklagt, mich ein ... genannt zu haben; bestätigt sich diese Aussage?“ Der Knabe gab den Tatbestand zerknirscht zu. Darauf der Rektor voll Hoheit: „Persönliche Ansichten! Du kannst gehen.“ — Bei einem optischen Versuch war der Lehrsaal verdunkelt. Ein Knabe machte sich die Finsternis zunutze, um seinen Vordermann ins Bein zu kneifen. Zu seinem Schrecken ertönte alsbald des Rektors Stimme: „Oha, du hast den Lezzen getroffen!“ — Einen stark ins Vollmaß geratenen ältern Schüler hatte einer der Lehrer Giraffe gescholten. In seiner verletzten Primanerwürde lief dieser zum Radi: „Herr Rektor, Herr Professor X. hat mich eine Giraffe genannt; das brauche ich mir doch nicht gefallen zu lassen!“ Der Rektor erwiederte: „So, Herr Professor X. hat dich eine Giraffe genannt; das ist freilich schändlich!“ Und dann maß er den vor ihm stehenden Jüngling von oben bis unten, von unten bis oben und sprach: „Je länger ich dich betrachte, desto mehr komme ich zu der Überzeugung, daß du einer Giraffe nicht ähnlich siehst. Hast du noch etwas vorzubringen?“ So war der Fall für alle Teile in Minne erledigt. Für den Ankläger war es ein gutes Zeichen, daß er die Szene auf dem Rektorat den Klassengenossen fröhlich zum Besten gab.

Der Sänger des hunderteinundvierzigsten Psalms war ein Pädagoge von Gottes Gnaden; das läßt der fünfte Vers erkennen: „Der Gerechte schläge mich freundlich und strafe mich (also); das wird mir wohl tun als ein Balsam auf meinem Haupte.“ Dr. R. B.

(Aus „Elternzeitschrift“, Orell Füssli, Zürich.)

Rundschau.

Deutschland verlässt den Völkerbund.

Vergangene Woche verkündete der Telegraph, Frankreich, England und die Vereinigten Staaten hätten sich geeinigt und der deutschen Delegation an der Abrüstungskonferenz erklärt, daß die drei Staaten unter keinen Umständen einer deutschen Ausrüstung zu stimmen würden; welches auch die Ergebnisse der Konferenz sein sollten, Tanks, Bombenflugzeuge und schwere Kanonen seien den Deutschen auf jeden Fall zu verbieten.

Außerdem behandelte die Abrüstungskonferenz die Frage einer Kontrolle der Rüstungen während einer vierjährigen Probezeit; es sollte nachgesehen werden, ob die Staaten gehorchten. Selbstverständlich wäre auch Deutschland, das in Versailles den Verzicht auf schwere Waffen vorgängig den andern unterschrieben, unter solche Kontrolle gefallen.

Endlich wollten die Franzosen auch, daß die S. A.-S. S.-Abteilungen des dritten Reiches aufgelöst würden, da

sie nichts anderes bedeuten als die Exerzierschule einer größeren deutschen Armee.

Angesichts solcher Forderungen, oder wenigstens der Drohung, daß solche und ähnliche erhoben werden könnten, reiste der deutsche Delegierte Nadolny nach Berlin ab. Fast gleichzeitig mit ihm erschien Herr von Hindenburg aus Ostpreußen, und jedermann erwartete, daß nun von Deutschland irgendwas beschlossen würde.

Die früheren Regierungen hätten ihre Chancen begriffen und ganz zweifellos im Verein mit England und Amerika die Franzosen zu Konzessionen gezwungen. Zu Stresemanns Zeiten operierte Berlin mit der latenten Gegensätzlichkeit zwischen London und Paris; da Herr Henderson, Präsident der Konferenz, alles zur Rettung der Abrüstungsbewegung einsetzen muß, würde ein Stresemann sogar leichtes Spiel gehabt haben. Nadolnys Chancen waren zudem noch größer: Er könnte immer und wieder den unbequemen Mussolini vorschreiben, könnte mit Sonder-Abmachungen drohen, könnte gemeinsam mit Italien neue Vorschläge machen.

Aber das heutige Deutschland ist naiver als das demokratische, hält sich dabei für ehrlicher und glaubt auch, die Ehrlichkeit als politischen Trumpf ausspielen zu müssen. Selbstverständlich stimmt es, wenn die Deutschen den Alliierten vorwerfen, sie trieben ein richtiges Hindeluerspiel mit der in Versailles feierlich versprochenen Entwaffnung der „Sieger“, und selbstverständlich müßte Berlin Mittel und Wege finden, um die Diktatmächte zu zwingen, ihren Waffenstand auf das Niveau Deutschlands herabzusetzen. Ob man aber diese Ziele auf langen Umwegen und mit zäher Arbeit erreicht, oder ob man mit neuem Poltern alles verdirbt, entscheidet über die Richtigkeit des Vorgehens. Man kann sachlich recht haben und taktisch unrichtig handeln. Politik wäre, nicht ein sachlich unbestreitbares Recht durch taktische Irrtümer zu verschärfen. Dies Problem bestand für Hitler-Deutschland, und Hitler-Deutschland hat grauenvoll versagt.

Am Samstag abend vernahm die staunende Welt, Deutschland habe seine weitere Teilnahme an der Abrüstungskonferenz abgesagt und seine kommende Austrittserklärung an den Völkerbund angesagt.

Damit rief es eine Sensation größten Stils in allen Hauptstädten der Welt hervor. Die französische Presse einigte sich in einem höhnischen Unisono: Seht, jetzt entlarvt sich Berlin selbst! Und ein Blatt wurde noch zynischer und stellte fest, seit Jahren habe Deutschland jedesmal, wenn Frankreich in einer schwierigen Situation nicht mehr aus und ein wußte, die Rettung gebracht, indem es eine Dummheit beging und die andern Großmächte wieder auf Frankreichs Seite trieb.

Viele Leute haben sich durch die neuste Hitlerrede beruhigen lassen. „Deutschland will keinen Krieg“, wiederholte der Kanzler. Es schlage allen Mächten Europa „Nicht-Angriffs-Pakte“ vor. Es denke nicht daran, Fremdblütige, die man doch nie innerlich für sich gewinne, durch die Opferung von Lebendigen zu unterwerfen. Die braunen Soldaten hätten nicht den Zweck, Frankreich anzugreifen, sondern dienten allein dem Kampfe gegen den Kommunismus. Die nationale Revolution wolle nichts als Arbeit, Frieden und Brot schaffen, sonst gar nichts. Wenn die Mächte beschließen würden, daß alle Staaten die Waffen vernichten müßten, würde auch Deutschland sein letztes Maschinengewehr zerstören. In diesem Tone geht es weiter; die Rede könnte als Fortsetzung von Hitlers berühmter Mai-Friedensrede gelten. Neu ist die Anspielung des Kanzlers auf den Brandstifterprozeß und den Gegenprozeß in London und Paris. Was wohl die andern Mächte sagen würden, wenn das britische Parlament angezündet worden, und in Berlin durch Scheinprozeß ein englisches

Gericht unter den „Halunken von einem Brandstifter“ gejagt werden sollte?

Es liegt der Diktatur-Regierung am Herzen, der Welt zu beweisen, daß ganz Deutschland die neuste außenpolitische Handlung seiner Führer unterschreibe. Zum Zwecke dieses Beweises veranstaltet man eine Volksabstimmung über die Frage, ob das Land den Schritt Hitlers billige, und außerdem wird am gleichen Tage, nämlich am 12. November, ein neuer Reichstag gewählt.

Eine höchst sonderbare Wahl, und eine sonderbare Abstimmung wird das werden. Die Opposition kann einzige und allein durch „Zuhausebleiben“ und durch Wahlethalzung bezeugen, daß sie den Weg der Naziregierung missbilligt, und kann nur durch Leer-Einlegen oder ebenfalls Wegbleiben dastehen, daß ihr die einzige mögliche Liste der Reichstagsabgeordneten, die der N. S. D. A. P., nicht paßt. Eine Bestimmung verlangt 60,000 gültige Unterschriften für die Zulassung einer andern als der fascistischen Liste — kein Mensch bringt diese 60,000 zusammen. So wird man wohl am 12. November 20 Millionen Stimmen mit Ja und ebensoviel als Wähler der Regierungsparteimänner aus der Urne kommen sehen. Und nur, wenn die Stimmenthalzung außergewöhnlich groß würde, ließe sich eine Niederlage Hitlers konstatieren. Eine Diktaturregierung darf nicht einmal wagen, mit einigen Prozenten weniger Stimmen als im letzten Frühjahr oder mit deutlich bemerkbaren Wahl-Abstinentenziffern rechnen zu müssen, und darum werden unter den Zustimmenden und Wählern viele Bürger figurieren, die nur aus Furcht mitgegangen.

Jedenfalls haben die Nazis ihr Experiment weit getrieben und streben einer Entscheidung zu. Sollten sie die so naiv herbeigeführte außenpolitische Maximal-Belaufung und gleichzeitig die durch wirtschaftliche Faktoren neuerdings komplizierte innenpolitische Spannung überstehen, so dürfte man ihnen einige Jahre oder gar Jahrzehnte der Herrschaft prophezeien. Aber auf den nahenden Winter und seine Probleme kommt es an.

Es gibt ausländische Zeitungen, die glauben, Hitler habe die Verschärfung der Auslandsbeziehungen nötig, weil er auf keine andere Weise mehr die öffentliche Meinung von den drohenden Entladungen im Innern ablenken könne. In diesem Falle wäre das Abstimmungs-Experiment sehr gewagt, trotz der Zwangslage der Wähler. Man muß darum vorsichtig sein und abwarten. Alarmnachrichten gibt es immer häufiger als wirklichen Alarm. Man denke an Russland und Italien, deren Diktaturregierungen hundertmal totgesagt wurden und immer noch leben.

Irgendwie strebt freilich die deutsche Diktatur zu einer noch größeren Totalität, und dies scheint kein Zeichen für besondere Festigkeit zu sein. Von diesen Bestrebungen zeugt die Auflösung der Länderregierungen und die Weisung an die Statthalter, vorderhand keine Neuwahlen vorzunehmen. Eingeweihte wollen wissen, hinter dieser Weisung warte die inzwischen bereitgestellte Diktaturverfassung, welche mit der heute immer noch gültigen republikanischen Staatsform endgültig Schluss machen werde. Denn das ist klar: Ein zum Kriege „bereites“, wenn auch noch nicht bewaffnetes und entschlossenes „Drittes Reich“ braucht, wie Japan, eine allmächtige Regierung.

Formal hat Hindenburg immer noch das Recht, Hitler als Kanzler zu entlassen. Von Seiten des herrschenden Junkertums, dem Hitler bis heute wider Erwarten nichts angetan, ist es unklug, den Diktator unabsehbar zu machen. Er wäre doch der bequemste Sündenbock, falls das heutige Experiment scheitern sollte. Wir glauben übrigens, daß es scheitern und nicht die gefürchteten Resultate bringen wird, und zwar — allen zur Beruhigung sei es gesagt — ohne Krieg.